

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
<b>Herausgeber:</b>	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
<b>Band:</b>	85 (1989)
<b>Heft:</b>	1-2: Fest und Brauch : Festschrift für Eduard Strübin zum 75. Geburtstag
<b>Artikel:</b>	Guter und böser Wein bei Gotthelf
<b>Autor:</b>	Riedhauser, Hans
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-117690">https://doi.org/10.5169/seals-117690</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Guter und böser Wein bei Gotthelf

Von *Hans Riedhäuser*

In einem Aufsatz, vermutlich aus dem Jahre 1820<sup>1</sup>, zitiert der Predigtamtskandidat Bitzius das antike Sprichwort «Im Weine ist Wahrheit»<sup>2</sup>. Dabei mag ihm auch die erste Version des Alkaeus (um 600 v. Chr.) vorgeschwobt haben: «Denn der Wein ist ein Spiegel für die Menschen»<sup>3</sup>. Zwar findet sich das Sprichwort später nicht mehr, doch sein Sinn zieht sich durch Gotthelfs ganzes dichterisches Werk; es ist kein Roman und kaum eine Erzählung, in denen nicht gelegentlich der Wein als künstlerisches Mittel zur Charakterisierung einzelner Personen, ganzer Gruppen oder zur Darstellung der Lokalatmosphäre eingesetzt wird.

Aus verschiedenen Briefstellen<sup>4</sup> und biographischen Angaben ist ersichtlich, dass der Pfarrer von Lützelflüh einen guten Tropfen stets zu schätzen gewusst und sich nicht nur in der schweizerischen Weinlandschaft ziemlich ausgekannt, sondern in späteren Jahren auch einen beachtlichen Weinkeller besessen hat<sup>5</sup>. «Bitzius hat in der That einen Weinkeller, wie er in Berlin selten sein dürfte», schreibt der Verleger Springer, der den Dichter noch wenige Wochen vor dessen Tod erstmals besucht hat, an seine Frau in Berlin<sup>6</sup>. Zeitgenossen haben Bitzius vorgehalten, er benutze den Wein, um seine Gäste zum Reden zu bringen, ja sogar dazu, seinen Amtsbrüdern gelegentlich einen «Zopf anzuhängen»<sup>7</sup>. Fest steht, dass er selber um die Wirkung des Weins auf die menschliche Natur weiss und dieses Wissen in seinem Werk auf virtuose Weise in immer neuen Spielarten aufleuchten lässt.

Die vorliegende Arbeit – der Titel tönt es an – befasst sich also in erster Linie mit dem Phänomen der Wirkung des Weins auf die Gemüter und den Folgen, die sich daraus ergeben. Provenienzen, Qualitäten und Behandlungsmethoden bilden bei Gotthelf ein Thema für sich, «seine burlesken Ausfälle gegen schlechte Weine sind fast Legion», schreibt Eduard Strübin<sup>8</sup>, und da schlechte Weine nicht selten zu «bösen» werden, müssen wir uns auch mit jenen ein wenig beschäftigen.

In seinem ersten Roman, dem «Bauernspiegel», trägt das 19. Kapitel die Überschrift «Wie böser Wein Hochzeit macht»<sup>9</sup>. Der Knecht Mias, unzufrieden, weil er sich um seinen Lohn geprellt fühlt, kehrt an einem Markttag mit dem Meister ein und trifft in der Wirtschaft sein Anneli und dessen Meistersfrau. «Eine Halbe zieht die zweite nach»<sup>10</sup>, Mias hat noch nie getanzt und stolpert mit Anneli im Saal herum, dann treibt

ihm «der ungewohnte Wein das Blut in Kopf»<sup>11</sup>, er führt sich rüpelhaft auf und beginnt, «vom Wein halb, vom Tanz halb, also ganz betrunken»<sup>12</sup>, eine fürchterliche Prügelei. Anneli, in seiner untrüglichen Ahnung, möchte ihn diesen Abend nicht in die Kammer lassen. In knappster Form zeichnet Gotthelf das folgenschwere Ende dieses Tages: «Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Annelis; und – am Morgen weinte Anneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause»<sup>13</sup>. Der Tod Annelis und des Kindes bei der Geburt wirft Mias vollends aus dem Geleise. Er will sich nun an der Gesellschaft rächen, «Böses mit Bösem vergelten»<sup>14</sup>; der Wein hilft ihm, «den inneren Groll loszulassen von seinen Fesseln, Lärm und Unglück anzustellen, Köpfe zu zerschlagen»<sup>15</sup>. «Heiss von Wein und Wut»<sup>16</sup>, lästert er gegen die Regierung, wird eingesperrt und entzieht sich der Prügelstrafe durch Flucht aus dem Gefängnis. In französischen Diensten kommt er nach langem Elend allmählich zurecht. Bei einer Flasche erzählt ihm Freund Bonjour seine Lebensgeschichte und bewirkt durch sein Vorbild, dass Mias als gefestigter Mann in die Heimat zurückkehrt. Wie anders ist nun der Empfang auf dem schönen Hofe, den er als Verdingbub unter üblen Umständen hatte verlassen müssen: «Nach dem Essen brachte Mareili die grosse weisse Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchen der alte Lacôte noch einmal so gut schmeckte»<sup>17</sup>. Am Beispiel des Trinkverhaltens zeigt Gotthelf schliesslich, wie Mias auch seiner neuen Aufgabe als Lehrer, Unterhalter und Aufklärer in einem Gasthaus gewachsen ist. Er trinkt den Bauern trotz ihrer Aufforderung: «Tue Bscheid!» den Twanner nicht weg: «Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt sein, wollte keine untergeordnete Rolle spielen, sondern eine ganz eigene, bei welcher Achtung der Grund sein sollte. Darum sagte ich: Seid nur rühyig, stellt nur ab, die Wirtin bringt mir eben einen Schoppen»<sup>18</sup>.

Vom Knecht Uli sagt die Bodenbäuerin auf der ersten Seite des Romans: «Er ist voll gewesen und wird jetzt nicht aufmögen ... »<sup>19</sup>. Der Rausch wirkt noch nach, als Uli, vom Bauern ermahnt, antwortet, «was er saufe, zahlre ihm niemand; was er versaufe, gehe niemand an, er versaufe sein Geld.» «Aber es ist mein Knecht», hält ihm der Meister entgegen, «der sein Geld versauft, und wenn du wüst tust, so geht es über mich aus ...»<sup>20</sup> Tage später kommt es dann zu jenem guten Gespräch zwischen Meister und Knecht, und Uli schöpft erstmals in seinem Leben Hoffnung, einmal ein tüchtiger, geachteter Mensch zu werden. Böser Wein<sup>21</sup> nach einem «Hornusset» bringt zwar einen finanziellen Rückschlag für Uli, doch auch die Erkenntnis, wer es in Wirklichkeit

gut mit ihm meint. Nach langer Zeit der Arbeit und des Sparens besteht er eine Art Wirtshaustest:

«Ein einziges Mal war er im Wirtshaus gewesen, und da hatte ihn der Meister noch selbst gehen heissen. Er solle auch einmal gehen und eine Halbe haben, damit er nicht vergesse, wie es in einem Wirtshause sei. Er komme später selbst nach; dann wollten sie miteinander heim. So ging es auch. Der Meister zahlte ihm noch einen Schoppen, und zum erstenmal in seinem Leben kam Uli mit einer Uerti von wenig Batzen und als ein vernünftiger Mensch zum Wirtshaus hinaus. Er hätte nicht geglaubt, sagte er dem Meister, dass das möglich sei»<sup>22</sup>.

Als Meisterknecht auf der Glungge ist er seiner bereits so sicher, dass er im Wirtshaus dem übeln Gesinde zwar seinen Einstand zahlt, wie es der Brauch ist, dabei aber einen klaren Kopf behält, Vrenelis Warnung beherzigt und den ihm auf dem Heimweg zugesuchten Schlägen entgeht<sup>23</sup>. Der erste Uli-Roman schliesst mit gutem Wein in doppeltem Sinne. Uli und Vreneli feiern in Ulis alter Heimat würdig Hochzeit mit erfreulichen Gästen. Beim Aufbruch rückt der Wirt mit einer Extraflasche an: «Es freue ihn, dass sie bei ihm gewesen, und er wollte alle Freitage eine vom Mehbesseren zum besten geben, wenn alle Freitag solche Leute bei ihm Hochzeit hätten; an denen hätte er jetzt Freude gehabt»<sup>24</sup>. Eine allerletzte Flasche vor der Heimfahrt der beiden künftigen Pächtersleute geht auf Kosten des Bodenbauern Johannes. Er tut es nicht anders<sup>25</sup>.

An Markttagen wird oft böser Wein getrunken. Gotthelf schreibt:

«Es gibt auch Leute, welche an solchen Tagen nie heimkönnen, wenn sie nicht gehörig gezankt, gescholten oder geschlagen haben. Ob blosse Streitsucht dabei zugrunde liegt, oder ob sie trinken, bis sie streiten müssen, oder ob Streitsucht und Trunksucht vereint wirken, ist noch nicht ausgemacht»<sup>26</sup>.

Zu dieser Sorte gehört etwa der Charakterlump «Eglihannes». Dieser ist von seinen Anlagen her unfähig, je etwas Rechtliches zu tun, er unterliegt einem Zwang, jedem Geschäft, das er in die Hände nimmt, etwas Unlauteres anzuhängen, und bildete wohl eine Gefahr für die Gemeinde, wenn ihn sein Laster nicht stets von neuem packte und dann der handfesten Gerechtigkeit der Vehfreudiger zuführte:

«. . . er trank sehr bösen Wein, daher hatte er allenthalben Anfechtungen und trug manche Anzeichen am Leibe, welche ihm hätten Verstand predigen sollen. Aber hatte er Wein im Kopfe, so war es ausgepredigt»<sup>27</sup>.

Ob einer guten oder bösen Wein getrunken hat, merkt er oft erst an den Folgen. Ein Kommentar des Dichters mag dies zeigen:

«Von Märkten kehrt freilich gar mancher frohgemut heim, jauchzt das Land voll, tut, als sei er nun Hans oben im Dorfe. Aber das ganze Glück kommt aus dem Weingrunde; ist der verdunstet, wird das Gemüt zu einer jämmerlichen Pfütze, über welcher wie ein stinkender Nebel eine elende Stimmung schwebt, welche das Publikum mit dem Ausdruck Katzenjammer bezeichnet»<sup>28</sup>.

Es sind vorab die Unzufriedenen, aus welchem Grunde immer, denen auch ein guter Wein aufs Gemüt schlägt. Die Stimmung einer Ver-

sammlung von Waadtländer Radikalen wird mit dem Satz: «Der Wein war gut, und doch wars, als ob alle bösen Wein tränken»<sup>29</sup> charakterisiert. In Basel sind sich die deutschen Handwerksburschen einig darin, «dass der hiesige Wein kein Wein sei für Menschen, sondern bloss für die Hunde, und dass es eine heillose Ungerechtigkeit sei, dass sie ihn trinken müssten, weil sie einmal trinken wollten und nicht besseren zu bezahlen vermöchten»<sup>30</sup>. «Ja, wenn sie nach St. Jakob kamen, so gedachten sie nicht des vergossenen Heldenblutes und der Helden, welche da unten ruhten, sondern schimpften bloss über das saure, dünne Schweizerblut, welches noch dazu so hundemässig teuer sei»<sup>31</sup>. Auch in Zürich muss, da sie sonst wenig zu beanstanden haben, der Wein für ihre Unzufriedenheit herhalten:

«... und namentlich war um den Zürichsee noch verflucht saurer Wein, welcher ganz anders sein könnte, wenn die Pfaffen sich die Mühe nehmen wollten, das Volk über die Veredlung des Weinbaues aufzuklären, und wie man in jedem Klima die besten Weinsorten in bester Qualität pflanzen könne»<sup>32</sup>.

Zu den Unzufriedenen gehört auch Jakob Esau. Er hadert uneingesetztermassen in erster Linie mit sich selbst und gehört dann auf der Schützenfestfahrt nach Chur zu jenen Leuten, «welche guten Wein trinken, solange der Wein lebendig ist, die aber unerträglich reizbar werden, wenn der Wein abstirbt und abgestorben ist, am folgenden Tage zum Beispiel»<sup>33</sup>.

Während die «Werdenden»<sup>34</sup>: Mias, Uli, Jakob der Handwerksgeselle, Jakob Esau, aber auch etwa der Sohn Käthis der Grossmutter, Johannes, ihren Weg finden und nach manchem Reifeprozess sozusagen vom bösen zum guten Wein gelangen, führt uns Gotthelf auch Gestalten vor, bei denen auf dieser Welt wenig oder keine Hoffnung auf eine Änderung besteht. Als Beispiel dafür diene uns Benz, das törichte Knechtlein in den beiden Kalendergeschichten «Benz am Weihnachtdonnstag 1825» und «Der Weihnachtdonnstag 1841»<sup>35</sup>. Benz hat seinen Meistersleuten gekündigt und will nun mit den «siebenzig Batzen», die ihm von seinem Lohnlein noch bleiben, den Weihnachtsdonnerstag in Burgdorf so recht geniessen und einmal «den Herrn machen»<sup>36</sup>. Noch bevor er ins Städtlein zum Weine kommt, muss er erfahren, dass die «Künge», «Knechtli-schinder» und «Dorfmunine» auch an diesem Tag keine Rücksicht auf ihn nehmen. Seinen ersten Zorn lässt er die «Bäuerinnen mit den Ankenkörblene», die Weckenfrauen und andere Marktleute spüren, denen er sich in den Weg stellt, später Mädi, das wie eine Klette sich an ihn hängt und ihn nicht mehr loslässt. Von Wirtschaft zu Wirtschaft ziehen die beiden, Benz benimmt sich mit jedem Glas Wein rüpelhafter und unflätiger und landet schliesslich, nachdem er den «gesessenen Leuten», die zunächst ihren Spass mit ihm getrieben haben, «erleidet» ist, auf der

Strasse: «Drunten waren sie nun, ohne Geld, ohne Kutte, Benz halb bessinnungslos in grässlichstem Zustande, gemischt aus Zorn, Jammer und Trunkenheit, nichts hatte er mehr als ein halbvolles Meitli neben sich»<sup>37</sup>.

Bei einem andern Knecht, dem oben erwähnten Johannes, ist der Wein, in den Zorn getrunken, ebenfalls von üblichen Folgen:

«Nicht bald macht was so durstig als der Zorn; darum kehrte Johannes auf dem Heimweg ein, was er sonst wirklich in der letzten Zeit nicht öfters getan hatte, als er musste. Dort war auch der Grotzenbauer, (Käthis Hausmeister), mit einigen andern Freisinnigen, und alle weingrün ... Diese Reden machten den Johannes zorniger, also durstiger, und als er auch weingrün war, konnte er sich nicht enthalten, einige Worte gegen die Bauern fliegen zu lassen»<sup>38</sup>.

Käthi in ihrer Demut kann die Sache schliesslich einrenken, und auch Johannes findet sich am Ende doch noch zurecht.

Schlimm ergeht es einem andern Johannes. Der Sohn des «Glunggenbauern», ein «brüllhafter» Wirt, kann seinen Zorn nicht «trocken» verarbeiten, er muss «Wein dazu giessen und zwar brav»<sup>39</sup>. Er sucht «bei Freunden Rat und Trost, erst halbschoppen-, dann schoppen-, endlich flaschenweise»<sup>40</sup>. Nicht einmal an der Beerdigung seines Vaters kann er sich beherrschen: «Johannes, sobald er ein Glas Wein im Kopfe hatte, pülverte dem Vater seinen Missmut noch ins Grab nach»<sup>41</sup>. An pietätlosem Verhalten gleicht ihm Hansli, der vermeintliche Hauptterbe Hans Joggelis im «Nidleboden». Bei der Testamentseröffnung muss er vernehmen, dass ihm nur jene kranke Kuh zugesprochen worden ist, die er seinerzeit dem Erbvetter besorgt hat. Sein Benehmen schildert uns der Dichter durch eine Drittperson:

«Der Herr, welcher die Kuh geerbt, sei durch die Leute gebrochen, schäumend wie ein wütender Ochse durch das Gehege. Aber davongelaufen sei er doch nicht, sondern nur bis an den Herrentisch und habe dort durcheinander geflucht und getrunken, dass es eine schreckliche Sache sei»<sup>42</sup>.

Von Hans, dem jüngeren Sohn des «Hunghafenbauern», heisst es, er habe Geld gehabt, «aber noch keine so verpichte Leber, dass er den ganzen Tag saufen konnte, ohne voll zu werden»<sup>43</sup>. Er stirbt später im Delirium<sup>44</sup>. In der «Schwarzen Spinne» endet die wüste Orgie, die «edler Ungarwein»<sup>45</sup> eingeleitet hat, mit dem scheusslichen Tod der blasphemischen Frevler. «Wie Öl nicht gut tut im Feuer, so Wein nicht in entbrannten Herzen»<sup>46</sup>. Die innere Glut eines Menschen kann aber auch durch eine äussere, eine Feuersbrust, angefacht und zum Lodern gebracht werden. «Nichts aber lässt das Blut rascher kreisen als die Aufregung bei einem Brände»<sup>47</sup>. Gotthelf kennt das Gefühl aus eigener Erfahrung<sup>48</sup>. Er weiss, dass bei solchen Gelegenheiten «ein Schoppen Wein in den leeren Magen»<sup>49</sup> böse Wirkung haben kann.

Aber auch wo nicht in die Wut, den Zorn oder die Aufregung getrunken wird, kann der Weingenuss böse Folgen nach sich ziehen. Im

einleitenden Abschnitt der Erzählung «Wurst wider Wurst» äussert sich Gotthelf folgendermassen:

«Durst und Faulheit scheinen ein Geschwisterpaar zu sein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald alles verfaulenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort ... und was ein Geschlecht verfaulenzt und vertrunken hat, bringen mit Not drei andere Geschlechter kaum ein»<sup>50</sup>.

Ausführlich und mit feinstem psychischem Gespür zeigt uns der Dichter am Beispiel Steffens, des Wirts auf der «Gnepfi» im Roman «Der Geltstag», den allmählichen Verfall eines «faulen» Menschen. Ein kleiner Ausschnitt muss hier genügen:

«Er [Steffen] war kein Wüstmacher, keiner, der seine Stören hatte, während deren Dauer er längs Stück nicht nüchtern wurde, oder der sich sonst betrank, dass er liegenblieb wie ein Stück von einem Kalb; aber er fand an Essen und Trinken ein immer grösstes Behagen und konnte je länger je weniger lang ohne das eine oder das andere sein. Durch das Essen ward er durstig, durch das Trinken ward er hungrig, und so rief eins immer dem andern. Freilich soviel Essen bedurfte er auf das Trinken nicht, wie er auf das Essen trinken musste, und wenn nicht gleich was zu essen da war, so konnte er sich mit einem Schoppen den Hunger auch vertreiben, während es ihm wirklich nie einfiel, mit einem Erdäpfel oder einer Gabelten Kraut sich den Durst zu verscheuchen»<sup>51</sup>.

Die harte Abrechnung, die Gotthelf im «Geltstag» mit der «Wirtschaft nach der neuen Mode» anstellt, sein Kampf gegen das Alkohol-elend und die Regierung, welche in den 1830er Jahren die Flut der Pinten- und Patentwirtschaften ermöglichte, bilden ein Kapitel für sich<sup>52</sup>.

Wenn es dem Menschen auf die Dauer wohlergehen soll, muss er den Sinn für das rechte Mass finden:

«Wohlverstanden, wir meinen nicht, man solle nie laufen, nie ins Wirtshaus gehen, man verdrehe uns die Worte nicht! Es ist auch ein Bedürfnis, alle Wochen ein- oder zweimal in verständiger Gesellschaft zuzubringen, und das geschieht wohl am besten beim Schoppen. Wer ehrlich ist, begreift, wie wir es meinen. Zudem hat jeder Ort einen Massstab darin, und jeder weiss, wer darüber ausgeht, wer seinem Verderben zugeht»<sup>53</sup>.

Wahrhaft grosse Bauern, Johannes in den Uli-Romanen<sup>54</sup>, die Familien in «Liebiwyl»<sup>55</sup> und auf der «Ankenballe»<sup>56</sup>, besonders aber der alte Hans Joggeli im «Nidleboden»<sup>57</sup>, haben einen untrüglichen Sinn für das rechte Mass, weit über die Genügsamkeit beim Essen und Trinken hinaus. Betrachten wir nur kurz, wie nuanciert Gotthelf den Wein in der Erbvetternovelle einzusetzen weiss: Nach vollbrachtem Tagewerk, er hat noch seine Wiesen gewässert, kehrt Hans Joggeli im «Bären» ein und setzt sich «stillschweigend in die Ecke neben dem Ofen». Dann nützt er die «besondere Aufmerksamkeit», welche ihm die Wirtin schenkt, zu seinen Gunsten aus: «Guten Abend, Anne Bäbi! ... bringe mir einen Schoppen, aber Guten und Ungemischten; den Mischmasch mag ich nicht mehr vertragen, und wenn es gemischt sein muss, so mache ich es lieber selbst»<sup>58</sup>. Kurz darauf profitiert er von einer Wette, zu der die Bauern einen jungen Stadtmetzger verleiten, der «ein gut Stück Stadtschluck im Leibe [hat] und einen noch grösseren Schluck Wein»<sup>59</sup> und

schliesslich «sechs Mass vom Allerbesten» bezahlen muss. Das ist böser Wein für ihn, guter für die Bauern und für Hans Joggeli.

«Die Bauern lachten zusammen über den glücklich vollführten Streich und liessen den gewonnenen Wein sich wohlschmecken. Hans Joggeli, . . . musste mithalten und seinen Schopppen stehenlassen, den die Wirtin zurücknahm und für das nächste Mal aufzuheben versprach. Als der Kirchmeier die gewohnte Anzahl von Gläzern getrunken hatte, welche er selten und höchstens um eins überstieg, brach er allen Nötigens ungeachtet auf. Er war gewohnt wie selten jemand, in allem, Zeit, Speise und Trank, ein bestimmtes Mass zu halten. Dabei sei er wohl, und etwas zu tun, was ihm nicht wohlmake, wäre ja dumm, sagte der Alte nach seiner alten, daher auch bewährten Weisheit»<sup>60</sup>.

Hans Joggeli kennt die zungenlösende Kraft des Weines und wendet sie an, um dem wahren Wesen der Leute auf die Spur zu kommen, z. B. beim unerwünschten Besuch des bereits erwähnten Veters Hansli:

«Er wolle ihm nicht mit Kaffee aufwarten, sagte der Kirchmeier, er denke, er werde es haben wie er und mehr Liebhaber sein von einem Glase Guten. Am Morgen nehme er den Kaffee gern, aber am Abend wolle er lieber drei Gläser guten kühlen Wein als eine Tasse heissen Kaffee. Auch holte der Kirchmeier nicht bloss eine Flasche, sondern ein ganzes Mass, so dass Hansli das Herz im Leib hüpfte vor Freude und er sagte: „Potz, Vetter, Ihr habt es gut im Sinne mit mir oder meinen, mit wenigem könne ich es nicht machen.“ Es sei ihm um ihn selber, er sei durstig, und wenn er trinke, so sei er gerne ruhig und laufe lieber nur einmal in den Keller statt zweimal, dreimal, sagte der Kirchmeier, schenkte fleissig ein, und, je fleissiger dieses geschah, desto flüssiger ward Hanslis Rede»<sup>61</sup>.

Die «Grauechbäuerin» und ihre Tochter, welche den Erbvetter eines Sonntags stören, werden umständehalber ebenfalls mit Wein bedient, bösem Wein für beide, wie sich herausstellt:

«Leid ist es mir, dass ich euch nichts Warmes anbieten kann, einen Kaffee oder sonst noch was, es ist alles ausgeflogen heute; mit einem Schlucke Wein müsst ihr vorliebnehmen. „O Vetter, mit uns macht nicht Umstände, deretwegen sind wir nicht gekommen, o Vetter! Wein ist ja auch nicht nötig, obgleich er uns selten ist; es geht manchmal von einem Abendmahl zum andern, dass kein Aug voll über meine Zunge kommt. Lisabethli täte er besonders wohl, wenn es zuweilen ein Glas voll hätte, es hätte auch ein ander Aussehen. Ja, ja, wir haben schon manchmal davon gesagt, wie ein Glas Wein gut wäre, aber es ist eine erschreckliche Sache, wenn man den Verstand hat, aber das Geld nicht“<sup>62</sup>.

Da indessen der Alte ihren Vorschlag, die Tochter gerade dazulassen, freundlich aber bestimmt ablehnt, wird die Mutter «sichtbar saurer und giftiger, die Tochter bleicher und weinerlicher»<sup>63</sup>. Mit einem opulenten Leichenmahl erfreut der Erbvetter über seinen Tod hinaus die zahlreichen Armen der Gemeinde:

«Des Kirchmeiers Wille war, dass für das Essen alleine ein Franken bezahlt würde; der Wein, so viel man trinken möge, und so gut, als man ihn haben könne, besonders berechnet. Er wusste aus Erfahrung, wie glücklich ein Armer an einer solchen Mahlzeit lebt, wie sie zu einem Sterne wird, an dem er sich erfreut mitten in der schwarzen Nacht des Elends»<sup>64</sup>.

Ein altes Mütterchen berichtet in der Folge über die schöne Aufwart, aber auch über das Verhalten gewisser Trauergäste:

«Schafvoressen sei dagewesen, sogar Pasteten, Rindfleisch, Speck, Braten, Schinken, Torten, ganz weisses Brot, goldgelber Wein, süsser Tee, so habe sie es nie gesehen, und doch sei sie wohl alt. . . . Indessen, weil es doch einmal dagewesen sei, so hätte sie auch genommen, eben nicht viel, bloss was sie wohl habe beissen mögen, und Gott wisse es, sie

wäre mitten darausgelaufen, wenn jemand hätte mit ihr kommen wollen. Denn oben am Herrentisch, wie sie ihn genannt hätten, da hätten sie gelacht und geredet, man hätte es in der ganzen Stube gehört, und keine einzige sündige Seele hätte dort eine Träne vergossen, und der Wirt habe sich die Beine ablaufen müssen mit Wein holen, so streng seien die Flaschen leer geworden. Wenn der Kirchmeier selig das hätte sehen müssen, er hätte sich noch im Grabe umgedreht»<sup>65</sup>.

Darauf, dass sich am «Herrentisch» die Masslosen treffen, die Egoisten, welche unfähig sind zu trauern, hat Hans Joggeli keinen Einfluss mehr; doch werden sie diesen bei der Testamentseröffnung noch einmal zu spüren bekommen.

Die Gemessenheit emmentalischer Hofbauern<sup>66</sup> wirkt auf Aussenstehende fast etwas befremdend: «In allen war etwas Schweigsames, keines redete viel, aber wenn sie redeten, so wollten sie in jedes Wort viel legen»<sup>67</sup>, heisst es von den Liebiwyler Kindern. Doch kann selbst in solchen Fällen ein Glas Wein lockernd wirken, wie etwa bei Christeli, dem älteren Sohn:

«Nur der Älteste konnte viel reden, wenn irgend ein Schlüssel, zum Beispiel ein gutes Glas Wein, ihm den Mund auftat; dann zeigte er, dass vieles in ihm war, an das man nicht dachte»<sup>68</sup>.

Ähnlich verhält es sich bei Hansli Jowäger, der seinen Morgen in «Raxigen» zwar massvoll beginnt: «Ume liechte», sagt er zur Wirtsstochter Röseli, «wo me nit sövli gspürt; ih ma ne nit erlyde am e Morge»<sup>69</sup>. Die Gesellschaft der beiden anmutigen Mädchen Meyeli und Röseli, vom Wein braucht nicht einmal die Rede zu sein, wirkt derart belebend auf den alten «Tröchni», dass die Quelle seiner Weisheit zu sprudeln beginnt und Schätze zutage fördert, von denen, da zum Thema passend, nur einer angeführt sei:

«We me Wy im e Fass het, su cha me öppe mit jungem zufülle, es macht nüt; aber we me als Wybervolch im e Hus het u es chunnt jungs drzu, su fats (fängts) geng a jäse (gären), u mi muss gut drzu luege, dass es dem Fass nit dr Bode usespreng»<sup>70</sup>.

Bäuerinnen haben weniger Gelegenheit, Wein zu trinken als die Bauern, denen es an «ehrbarer» Vorwänden nicht fehlt, «wenn sie zu einer guten Flasche kommen wollen»<sup>71</sup>. Es braucht bei den Frauen dann auch nicht so viel, um ihnen die Zunge zu lösen. Verweilen wir noch bei Jowägers. Anne Babis Sohnsfrau Meyeli ist eingetroffen, der erste Sturm vorüber, die Magd Mädi in die Schranken gewiesen. Nun, da die Familie unter sich ist, taut Anne Bäbi auf:

«Aber trinkit, seh, mach us, dr Wy sött dir seltsam sy, du wirst öppe nit all Tag drzuchosy. Mir hei ne o nit all Tag, we mers scho vermöchte, aber ih ha daicht, we d scho nit wert chömmist, ih well notti tue, was öppe dr Bruch syg ... Anne Bäbi, durch Mädi entladen, kam nach und nach in glücklichen Zug und ward durch den Wein immer redseliger und fand sein Glück im Rühmen, wie gut Meyeli geheiratet»<sup>72</sup>.

Nachdem Meyeli «erwärmert» ist, erhält es Gelegenheit, Taufpatin zu werden und so erstmals an die Öffentlichkeit zu treten. Am Tag darauf treibt die Neugier Anne Bäbi ins Wirtshaus:

«Es Schöppli soll ih bringe?», sagte die Wirtin. «Es halbs», antwortete Anne Bäbi. «He, ih wett es ganzes näh, es halbs ist gar bös z'breiche u het nüt dar», entgegnete die Wirtin.

Und als sie mit einem ganzen wiederkam, hub sie an, ehe Anne Bäbi zum Protestieren kommen konnte; «Aber nein, was du doch auch für ein Sühniswyb hast, . . . ein styfer und manierlicher Weibervolk ist mir seit langem nicht vor die Augen gekommen . . . Es het chönne tue, mi het nit gnue chönne luege, nit öppe so wüst u uschafelig u ugattlig, wie so ungwahnet Gotte mängisch im Bruuch hey, wo nit chönne rede, bis si voll sy, u de graduse brülle wie hungerig Säu. Es hets chönne so aständig wie die vornehmste Buretöchter . . .»<sup>73</sup>.

Das nun ist Anne Bäbi angeholfen. Es beginnt seinerseits, die Vorgeschichte dieser Hochzeit auszuspinnen und nimmt es mit der Wahrheit je länger je weniger genau:

«Zwischen jedem Satz nahm Anne Bäbi ein Schlücklein, und es war wunderbar, wie mit jedem Schlücklein seine Phantasie wuchs und seine Erzählung schöner wurde, und als diese nicht mehr schöner werden konnte, tat sich auch das Herz immer mehr auf ...»<sup>74</sup>

Wie rührend und schön beschreibt Gotthelf die Wirkung zweier Gläser Wein auf Käthi, die Grossmutter. Stolz über ihren Sohn, den Korporal, der sich ihrer nicht geschämt und sie ins Wirtshaus eingeladen hat, erfüllt ihr Herz:

«Und doch freute sich Käthi innerlich, dass Johannes sich ihrer nicht schäme, und noch dazu vor so vielen Leuten, und während sie immerfort grollte und klagte, so oft sie der Wirtin ansichtig wurde, nippte sie doch mit sichtlichem Behagen den Wein; freilich klagte sie nach dem ersten Schlucke schon, sie werde sturm, das würde was absetzen, wenn sie das Glas austrinken wollte»<sup>75</sup>.

Auf dem Heimweg erzählt sie die Geschichte jedem Bekannten, den sie antrifft, und plaudert in ihrer Einfalt auch aus, was sie besser für sich behalten hätte:

«Sie habe trinken müssen, ob sie habe wollen oder nicht, und sei nun ganz betrunken, und wenn sie nur der Gotteswillie niemand anrede ..., und wenn es nur der Hausbauer nicht vernehme, dass sie im Wirtshaus gewesen seien. Sie seien ihm noch an der letzten Miete schuldig, es wisste kein Mensch, was er sage, wenn er es vernehmen sollte»<sup>76</sup>.

Und gleichwohl wird dieser Tag auch ihr zu «einem der freundlichen Sterne, welche Licht werfen ins Leben der Menschen»<sup>77</sup>.

Wieder ein wenig anders gestaltet der Dichter das Einkehren in der Erzählung «Der Besuch»:

«Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein, und wäre er in der Lüneburger Heide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsauberem Wirtshänden nicht verpfuscht, ein anmütig Wynli, und mundete absonderlich der Mutter. Jetzt sei es beim Schiess Zeit, dass sie aufhöre, wenn sie noch heimwolle, gwüss heyg si es Ketzerli und das es brav. ... Doch gefährlich war es nicht; denn als man auseinanderging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerete sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun, sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk getan, mancher Mutter zum Exempel»<sup>78</sup>.

Eine besondere, Rolle spielt der Wein in der Erzählung «Wie Christen eine Frau gewinnt». Der schlaue Wirtssohn hat in «Sunnebures» Stüdi endlich das richtige Mädchen gefunden und muss, will er den richtigen

Eindruck machen, einen jungen Mann von besonderer «Hauslichkeit» darstellen. Er bringt seine Mutter, die Wirtin «zTanne», dazu, mit ihm auf den Markt zu fahren und trifft sich dort, ohne dass die Mutter etwas weiss, mit den Leuten im Wirtshaus am «Ordinäri». Der Mutter gefällt das Mädchen auch, aber das gemessene Betragen ihres Sohnes lässt sie, da sie von der bereits bestehenden Verbindung keine Ahnung hat, bei nahe aus der Haut fahren:

«... so wusste sich die Wirtin am Ende nicht mehr zu helfen als zu sagen: der Wein dünke sie nicht gut, sie glaube, er sei geschwefelt, und keinen Tropfen der Gattig könne sie trinken, wenn sie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben; sie hulf, andern kommen zu lassen, öppe eine Halbe guten Roten. Ihm sei der Wein recht, sagte Christen, vom Schwefel merke er nichts, daneben wolle er ihr nichts befohlen haben, sie solle nur kommen heissen, wenn es sie gelüste, es sei ihm ganz recht. ‹Dä Donnstigs Lappi!› dachte die Wirtin ... Sie bestellte roten Wein, aber guten, ‹vom rechten!› befahl sie, und als sie ihn erhielt, versuchte sie ihn; es sei vom rechten, sagte sie, wie sie glaube. ‹Seh du,› sagte sie zu Stüdi, ‹mach aus! Ich möchte dir auch einschenken, es kömmt afe lustig, wenn die alten Weiber den Meitschene einschenken müssen, seh, mach aus!› Stüdi musste sich einschenken lassen, sowie der Sunnebur und -bäurin, obgleich die letztere sagte, sie liebe den Roten nicht apart, sonst hätte sie auch eine Halbe kommen lassen können. Als sie endlich auch Christen sagte: ‹Seh, häb dar!› sagte er: ‹Dankeigist, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müssen wir ihn allweg, und ihn stehen lassen und andern trinken wär gschändet, und er dunkt mich nicht bös.› ‹He nun,› sagte die Wirtin, ‹wenn du ihn magst, so mag ich ihn dir wohl gönnen; mach, wie du willst!› und machte dazu Augen fast wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber sehr wohl»<sup>79</sup>.

Die Wirtin bringt die beiden endlich dazu, miteinander auf den Markt zu gehen. Wie sie aber ohne «Kram» zurückkommen, weiss sie sich nicht mehr zu helfen:

«Der Wirtin Gesicht lief auf wie altes Leder in siedender Butter, es musste brennen in ihr; endlich liess sie einen tiefen Seufzer los und sagte bloss: ‹Ich hulf, wir wollten fort; gewöhnlich sind an diesem Abend Leute über Nacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, so gehts nicht.› Wie sie befehl, sagte Christen; wenn sie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durst bekommen, so wolle er unterdessen heissen anspannen. ‹Es wird dsBest sein, wo du machen kannst,› sagte die Mutter sehr verächtlich. Von der letzten Halbe, sagte die Wirtin, möge sie nicht, während dagegen Christen herhaft und fröhlich trank, heiter Abschied nahm, während der Mutter die Wehmut zuvorderst war ...»<sup>80</sup>

Schlechter Wein kann oft zu bösem Wein werden. Kehren wir noch einmal zu Uli zurück. Er ist Pächter geworden und beginnt, am falschen Ort zu sparen. Sein Vorhaben, an der «Sichelte» minderwertigen Wein aufzustellen, redet ihm zwar das kluge Vreneli aus:

«Schlechten Wein nimm nicht, er freut niemand, wird getrunken wie Wasser und ist also der teuerste. Nimm guten Wein, der erfreut die Herzen, sie rechnen ihn dir hoch an und trinken weniger als vom Wein, der keine Tugend hat, als die Köpfe bös zu machen»<sup>81</sup>.

Ähnlich tönen, wenn auch aus ganz anderen Motiven, die Ratschläge eines Weinhändlers<sup>82</sup> und des alten Sime Sämeli<sup>83</sup>. Bei Uli zeigt es sich, dass er den Sinn für das rechte Mass, das die grossen Bauern auszeichnet, noch nicht hat. Am Beispiel der kleinlichen Bewirtung seines besten Knechtes anlässlich eines Spreuerkaufs in Bern wird dies in unnachahm-

licher Weise illustriert<sup>84</sup>. Die guten Knechte verlassen die Glungge, das Neujahrsfest verläuft trübe: «Daher kam die Offenheit nicht, welche der Wein manchmal bringt, die frostigen Bernernaturen tauten nicht auf ...»<sup>85</sup>

Dass es letzten Endes Gotthelf immer um viel mehr geht als um guten oder bösen Wein, soll das letzte Beispiel zeigen. Änneli, die Liebwylbäuerin, hat in langem innerem Ringen die gläubige Demut und damit die Kraft zur Versöhnung der lange zerstrittenen Familie gefunden und tut den ersten Schritt:

«Was sie lange nicht getan, tat sie wieder, sie schenkte selbst den Kaffee ein und Christen zuerst; dann kam sie mit der Milch, und weil sie wusste, wie Christen die Milchhaut liebte, nahm sie ihr Messer und schob die meiste ihm in sein Kacheli. Und als Christen sagte: ‹Hör ume, ih ha gnug›, sagte sie: ‹He nimm ume, es ist für die angere o no da.› Das verwunderte Christen sehr, er dachte, so wäre es wieder dabei zu sein, und er wurde gesprächig und berichtete recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, dass sich die meisten verwunderten und meinten, Christen sei im Wirtshaus gewesen und hätte einen Schoppen mehr als sonst getrunken. Aber Christen hatte den ganzen Tag keinen Wein gesehen, aber als Änneli ihm wieder die Milchhaut in sein Kacheli schob, da heimelte es ihn, es ward ihm wieder, als wäre er daheim, und das wirkte mehr, als drei oder vier Schoppen vermocht hätten»<sup>86</sup>.

### Anmerkungen

Zitiert wird nach der textkritischen Ausgabe des Eugen Rentsch-Verlags, Erlenbach/Zürich, 1911–1977; I–XXIV und E1–E 18;

<sup>1</sup> E 12 (Frühschriften), S. 71–93;

<sup>2</sup> E 12, 83 u. Anm. S. 279;

<sup>3</sup> zit. n. G. Büchmann, Geflügelte Worte, 30. Aufl., Berlin 1961, S. 462;

<sup>4</sup> z. B. E 8, 145, 149, 157, 165 (Briefwechsel mit Verleger Wiegand);

<sup>5</sup> Hans Riedhauser: Essen und Trinken bei J. G., Haupt Bern 1985, S. 44–51 u. S. 203–210;

<sup>6</sup> zit. n. H. P. Holl: J. G., Leben, Werk, Zeit; Artemis Zürich 1988, S. 171;

<sup>7</sup> ebd. S. 86f.

<sup>8</sup> Eduard Strübin: Schwänke und Witze aus J. Ghfs. Geschichten-«Drucke». Hg. SGV, Basel 1986, S. 210;

<sup>9</sup> I, 185;

<sup>10</sup> I, 186;

<sup>11</sup> I, 186;

<sup>12</sup> I, 186;

<sup>13</sup> I, 187;

<sup>14</sup> I, 215;

<sup>15</sup> I, 215;

<sup>16</sup> I, 216;

<sup>17</sup> I, 301;

<sup>18</sup> I, 338; ein krasses Gegenbeispiel dazu 358ff.

<sup>19</sup> IV, 7;

<sup>20</sup> IV, 10;

<sup>21</sup> IV, 60;

<sup>22</sup> IV, 83;

<sup>23</sup> IV, 168f.;

<sup>24</sup> IV, 386;

- <sup>25</sup> IV, 387;  
<sup>26</sup> XII, 360;  
<sup>27</sup> XII, 189;  
<sup>28</sup> XI, 357;  
<sup>29</sup> IX, 295;  
<sup>30</sup> IX, 48;  
<sup>31</sup> IX, 48f und Anm. 557;  
<sup>32</sup> IX, 65;  
<sup>33</sup> E1, 232f., ähnl. 237, 244;  
<sup>34</sup> Werner Günther: J. G., Erw. Aufl., Berlin 1954, S. 126.  
<sup>35</sup> XXIII, 382–405;  
<sup>36</sup> XXIII, 384;  
<sup>37</sup> XXIII, 394f.  
<sup>38</sup> X, 239f.;  
<sup>39</sup> XI, 382;  
<sup>40</sup> XI, 367;  
<sup>41</sup> XI, 389;  
<sup>42</sup> XIX, 243;  
<sup>43</sup> XIII, 222;  
<sup>44</sup> XIII, 494;  
<sup>45</sup> XVII, 86;  
<sup>46</sup> X, 87;  
<sup>47</sup> VII, 136; ähnl. XXIV, 137;  
<sup>48</sup> vgl. Karl Fehr: Jeremias Gotthelf, Zürich 1954, S. 185–188;  
<sup>49</sup> VII, 136;  
<sup>50</sup> XIX, 66;  
<sup>51</sup> VIII, 74;  
<sup>52</sup> s. Riedhauser, Essen u. Trinken, a. a. O. S. 210–213 und S. 348–351;  
<sup>53</sup> XX, 432f.;  
<sup>54</sup> IV, 8 ff. u. ö.;  
<sup>55</sup> VII, 11, 122, 172, 295ff.;  
<sup>56</sup> XIII, 18, 333;  
<sup>57</sup> XIX, 169, 196, 207 u. ö.;  
<sup>58</sup> XIX, 164;  
<sup>59</sup> XIX, 165;  
<sup>60</sup> XIX, 168f.;  
<sup>61</sup> XIX, 185;  
<sup>62</sup> XIX, 199;  
<sup>63</sup> XIX, 201f.;  
<sup>64</sup> XIX, 227;  
<sup>65</sup> XIX, 240f.;  
<sup>66</sup> XXII, 208 (Der Besuch);  
<sup>67</sup> VII, 23f.;  
<sup>68</sup> VII, 24;  
<sup>69</sup> V, 369;  
<sup>70</sup> V, 383;  
<sup>71</sup> XI, 48;  
<sup>72</sup> VI, 23f.;  
<sup>73</sup> VI, 76f.;  
<sup>74</sup> VI, 77;  
<sup>75</sup> X, 71f.;  
<sup>76</sup> X, 72f.;  
<sup>77</sup> X, 73;  
<sup>78</sup> XXII, 237f.;  
<sup>79</sup> XVIII, 95f.;  
<sup>80</sup> XVIII, 98;  
<sup>81</sup> XI, 33;

<sup>82</sup> X, 272;

<sup>83</sup> E2, 20;

<sup>84</sup> XI, 75f.;

<sup>85</sup> XI, 82;

<sup>86</sup> VII, 95, vgl. dazu: Karl Fehr: *Jeremias Gotthelf. Poet und Prophet – Erzähler und Erzieher*. Bern 1986, S. 83–S. 110.